

Zettels Träumerin

Die Welt ordnen mit den Mitteln der Poesie:
Das Literaturmuseum nähert sich
der Rätselfigur Friederike Mayröcker

Von Hannes Hintermeier, Wien

Dass sie eine Jahrhundertdichterin gewesen ist, gilt in zweifacher Hinsicht: ihren Rang und ihre Lebensspanne betreffend. Als Friederike Mayröcker vor drei Jahren in Wien starb, war sie sechsundneunzig. Zum bevorstehenden Hundertsten erinnert nun das Literaturmuseum der österreichischen Hauptstadt in einer leisen, berührenden Ausstellung an die Lyrikerin, die Werk und Person nahekommt, ohne je die Diskretion fahren zu lassen. Die Mayröcker rückt uns näher, behält aber das Rätselhafte.

Viele Pfade führen bei ihr zurück in Kindheit und Jugend, ihre Herkunft hat Mayröcker nie losgelassen. Die Großeltern mütterlicherseits betrieben einen Feinkostladen im 4. Bezirk. Die Großmutter „verschwennerisch, träumerisch, lebensfern, zärtlich und sanft, eine Göttin in Taft und Seide: mein Liebling“, so notiert die Enkelin in „Magische Blätter I“ (1983). In den Dreißigerjahren ist vom Wohlstand früherer Zeiten nichts mehr übrig, man hat abgewirtschaftet, Armut regiert.

Die Bindung des Einzelkinds zur Mutter ist eng, deren früh eingegangene Ehe mit dem zehn Jahre älteren Autornarren und Volksschullehrer Franz Mayröcker unglücklich. Der stammt aus Deinzendorf, einem Bauerndorf im hintersten Weinviertel. Jedes Jahr verbringt Mayröcker dort die Sommermonate, eine prägende, ihr Bildreservoir randvoll füllende Welt, aus der sie noch Jahrzehnte später schöpft. Als Hitler auf dem Heldenplatz den „Anschluss“ zelebriert, ist die Mutter dabei – als Einzige der

höhle war eine singuläre Herausforderung für Archivare.

Die Ausstellung beleuchtet auch Mayröckers Rolle im Literaturbetrieb. Wenn sie am Ende als Ikone der Frauenbewegung galt, dann nicht, weil sie je mit politischen Statements aufgefallen wäre, sondern wegen ihrer „kompromisslos antibürgerlichen Lebensweise“, wie Fetz sagt. Das fasziniert eine jüngere Generation, darunter Teresa Präauer und die unter dem Künstlernamen Soap&Skin bekannte Sängerin Anja Plaschg, die aktuell als Schauspielerei in „Des Teufels Bad“ reüssiert.

Ihren kindhaften Strichzeichnungen, mit denen sie Briefe garniert und später Kinderbücher gestaltet hat, bleibt sie treu, ebenso wie sie sich, selbst kinderlos, ihr „(altgewordenes) Kindsein“ erhält. Eine Sammlung von Stoff-Snoopys weist sie als bekennende Peanuts-Anhängerin aus. Und symbolisch weiße Bücherstapel machen deutlich, was es heißt, hundertzwanzig Titel vorgelegt zu haben. Der Stapel, der in den Neunzigerjahren erschien ist, ist der höchste, das waren wohl nicht nur Mayröckers produktivste, sondern auch ihre stärksten Jahre. Als exemplarisch gegliedert bewertet die Schau das 1998 erschienene Prosabuch „brüht oder Die seufzenden Gärten“.

Vom Suhrkamp Verlag 1974 aufgenommen, war Mayröcker längst in der ersten Reihe angekommen. Fotografien dokumentieren Begegnungen mit Hans Weigel, Oswald Wiener, Jean Améry, Alfred Kolleritsch, Peter Handke, Thomas Bernhard, Marcel Beyer und Clemens J. Setz. Immer sind es Männer, und



Friederike Mayröcker: „Kindheits Traum“, Filzstiftzeichnung vom 17. Februar 1994

Foto Österreichische Nationalbibliothek

ganzen Familie. Der Vater, im Krieg Wehrmachtsoffizier in Polen, wird 1942 als dauerhaft krank entlassen; Mutter und Tochter arbeiten als Luftwaffenheferinnen in Mödling, siebzig Jahre später wird Mayröcker sagen, sie habe, den Krieg „verdrängt, weggeschoben“.

Ein Poesiealbum der Sechzehnjährigen zeigt lyrische Gehversuche, noch ganz konventionell. Ihr erstes Gedicht veröffentlicht sie 1946 in Otto Basils Surrealismus-Zeitschrift „Plan“. Während der Kriegsjahre hat sie sich in die Sprache des Feindes verliebt, übersetzt Gedichte von Keats und Elizabeth Barrett Browning. Später begeistert sich Mayröcker für Joyce und schreibt den Roman „Emily“, dessen Typoskript den Vermerk „Nicht zu veröffentlichen“ trägt. Im Broberuf wird sie Fremdsprachenlehrerin für Englisch, 1977 lässt sie sich fröhlich pensionieren.

Zu dieser Zeit ist sie schon mehr als zwei Jahrzehnte an der Seite ihres Lebensmenschen Ernst Jandl, auch er ein Lehrer und Dichter. Vom künstlerischen Ansatz her trennen die beiden Welten, platt gesagt ist er fürs Politische und sie für die Poesie zuständig. Oder, wie Bernhard Fetz, Leiter des Literaturmuseums und Ko-Kurator der Ausstellung, im Ausstellungskatalog schreibt: „Das Ich bei Friederike Mayröcker wird überflutet von der Welt, es ordnet diese Welt nach den Regeln eines poetischen Bewusstseins.“

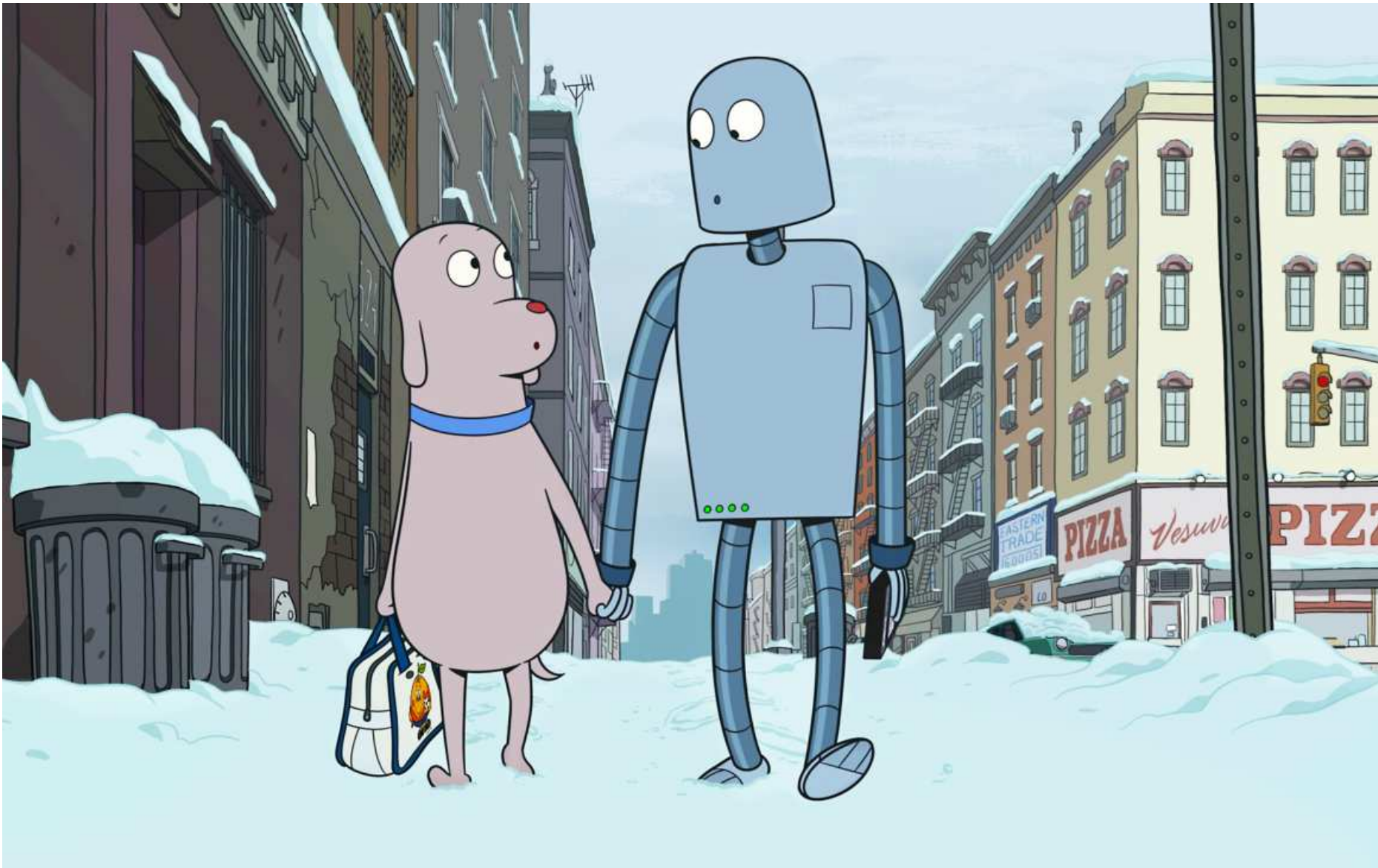
Fetz oblag die Aufgabe, Mayröckers „Schreibuniversum“ ins Archiv zu überführen. Noch zu Lebzeiten der Autorin begann er, der auch schon den Nachlass des 2000 verstorbenen Jandl betreute und deswegen das Vertrauen der Autorin genoss, mit dem Ausräumen der legendären Schreibwohnung in der Zentagasse. Das sei „emotional schwierig“ gewesen, weil Mayröcker mit jedem entnommenen Teil die eigene Endlichkeit vor Augen geführt wurde. Die Zimmer waren bis unter die Decke gefüllt mit Zetteln, die mit Wäscheklammern thematisch gebündelt und in Wäschekörben gestapelt waren. Diese Zettel-

immer ist die Mayröcker als Dichterin eine Ausnahmeerscheinung in dieser Welt. Aus den sechs Filminterviews, eigens für die Ausstellung mit Dichterkolleginnen geführt, sticht jenes mit Helga Schubert hervor. Die ostdeutsche Dichterin erzählt von jenem Tag im Mai 1985, als Mayröcker zu Besuch in ihrer Ost-Berliner Wohnung saß und auf die nahe Mauer schaute. Mayröcker habe gesagt: „Keinen Tag könnt' ich hier leben.“ Schuberts Antwort, an die sie sich mit tränenerstickter Stimme erinnert: „Ich auch nicht.“

Es gelingt der Ausstellung, Mayröckers Schreibuniversum sinnlich erfahrbar zu machen. Mittels Virtual-Reality-Brillen kann man sich auf einen Rundgang durch die Schreibwohnung im Originalzustand begeben, ein 360-Grad-Sinnesindruck von unheimlicher Plastizität. Es handle sich vermutlich um einen der letzten komplett analogen Nachlässe, die hier erschlossen würden, sagt Fetz. Denn die Dichterin blieb bei ihren Reiseschreibmaschinen, bei Schallplatten, Tonbändern und Kassetten. Kein Computer, nirgends.

Als letzte Station fungiert ein fünf- undvierzigminütiger Film aus dem Jahr 1990 von Carmen Tartarotti und Bodo Hell, der Friederike Mayröcker als passagere Stadtläuferin durch Wien folgt, wie immer schwarz gekleidet, die schwarzen Haare bis über die Augenbrauen. Einmal läuft als Soundtrack „A Whiter Shade of Pale“, sie sitzt in der S-Bahn, es sieht aus, als könnte ihre Tochter Chrissie Hynde heißen. Innerlichkeit als Verkörperung maximaler Coolness. Die Filmbilder wechseln von Schwarz-Weiß zu Farbe, während Mayröckers Stimme aus dem Off erklärt, woher das kommt, „was ich dann alles aufschreiben muss, aus innerem Zwang“.

„Ich denke in langsamen Blitzen“ – Friederike Mayröcker Jahrhundertdichterin. Im Literaturmuseum der Österreichischen Nationalbibliothek, Wien. Bis zum 16. Februar 2025. Der empfehlenswerte Katalog (Zsolnay) kostet 35 Euro.



Ein Dialog kann auch ohne Worte wirken, nur in Blicken: Der Hund und der Roboter haben einander so viel zu sagen.

Foto Plaiön Pictures

Die Menschlichkeit zweier Nichtmenschen

Zuwendung finden und der Einsamkeit entkommen wollen alle: „Robot Dreams“ im Kino

Das ist schon ein einsamer Hund, dieser Dog. Gesenkter Kopf mit Schlappohren, traurige Blicke in die Nachbarswohnung, wo sich zwei gefunden haben und gegenseitig knuffen. Abends läuft bei Dog die Glotze, und es gibt Käse-Makkaroni aus der Mikrowelle.

Es ist die Zeichnung gewordene Einsamkeit, mit der Pablo Berger seinen für einen Oscar nominierten und sowohl mit einer Goya als auch dem Europäischen Filmpreis als bester Animationsfilm ausgezeichneten „Robot Dreams“ beginnen lässt. Einsamkeit und die Sehnsucht nach Zuneigung: Der spanische Regisseur widmet sich in seinem auf dem Comic „Robot und Hund: Wahre Freundschaft rostet nicht“ von Sara Varon basierenden Film universellen Gefühlen und Bedürfnissen.

Seinen Film selbst macht universell, dass er gänzlich auf Sprache verzichtet und mit so schlicht wie pointiert gezeichneten Bildern erzählt wird. Und nicht zu vergessen: mit Musik, denn wie hier Earth, Wind & Fires Gute-Laune-

Song „September“ leitmotivisch den Film begleitet, das macht einen weiten emotionalen Resonanzraum auf.

Eine TV-Werbung verspricht die Lösung für Dogs Problem. „Bist du allein?“, fragt der Slogan, den der einsame Hund mit großen Augen anschaut, bevor er zum Hörer greift, um gleich einen „Amica 2000“-Roboter zu bestellen. Einmal zusammengebaut, wird der Roboter mit den Spaghetti-Armen und -Beinen schnell zu Dogs bestem Freund. Die beiden flanieren durch das liebevoll in gezeichnete Szene gesetzte alte New York: ein Pulkaffe mit Iro hört mit den Kumpels Gitarrenschrammel aus der Konserve, ein Dackel verkauft Hot Dogs, und das Taxi fährt ein lässiger Elefant.

Das Glück währt nicht lange, denn als der Roboter sich während eines Badeausflugs an den Strand von Coney Island plötzlich nicht mehr bewegen kann, muss Dog seinen Freund dort zurücklassen. Und weil das Erholungsareal am nächsten Tag geschlossen ist, heißt es: Warten bis zur nächsten Sai-

son. Alle Versuche, an den am Strand liegenden metallenen Kumpel heranzukommen, scheitern.

Der Regisseur findet wunderbare Bilder für den Verlustschmerz der beiden Zwangsgetreuten. Dog landet wieder Makkaroni mampfend auf der Couch und starrt auf den Kalender, auf dem der Saisonstart eingekreist ist. Halloween, Weihnachten, Frühling – die Zeit zieht sich wie ein Kaugummi, während der Roboter am Strand einsandet und Freundschaft mit einer Vogelfamilie schließt.

Der Filmtitel bekommt durch dessen Wünsche eine doppelte Konnotation, denn nicht nur erzählt „Robot Dreams“ von dem Traum, den der Roboter für Dog wahr macht, sondern ganz buchstäblich auch von Roboter-Träumen, in denen sich der Metallmann verschiedene Szenarien für das Wiedersehen mit Dog ausmalt.

Bergers melancholisch-unterhaltendes Buddy-Movie glänzt auch als nostalgischer, durch und durch popkulturell affizierter Blick auf die Filmmetropole New York. Frühe Videospiele, MTV und

Kassettenrekorder: Der Film findet seinen eigenen Zugang zur 1980-Nostalgie-welle, die im Kino und auf den Streamingplattformen gerade wieder etwas abebbt.

Die öfter im Hintergrund zu sehenden Twin Towers erinnern daran, wie stark das World Trade Center das Gesicht der Stadt geprägt hat, und filmische Referenzen triggern die cinephile Ader. Einmal dreht sich das Bild aus der Perspektive einer Bowlingkugel wie beim schrullig-verkiffen Evergreen „The Big Lebowski“ der Coen-Brüder, ein andermal klappt die Welt zusammen wie in Christopher Nolans „Inception“. Die romantische Zweisamkeit unter der Queensboro Bridge lässt stark an Woody Allens „Manhattan“ denken. In seiner komplexen Einfachheit ist „Robot Dreams“ ein Familienfilm im besten Sinne: ein sympathischer Film über zwei nichtmenschliche Außenseiter im urbanen Dschungel, der das Menschliche überhaupt in eine generationenübergreifende Bildsprache übersetzt.

JENS BALKENBORG

Gestern Kirche, heute Moschee

Die Islamisierung berühmter Kirchen in der Türkei geht weiter. Nach der Hagia Sophia ist nun eine weitere historische byzantinische Kirche in Istanbul zur Moschee umgewidmet worden. Die für ihre Fresken weltberühmte Kirche Sankt Salvator in Chora wurde zuvor fast acht Jahrzehnte lang als Museum genutzt und wird nun als Moschee von Kariye bezeichnet. Die Fresken sollen Berichten zufolge nicht übermalt, sondern mit eigens angefertigten roten Teppichen bedeckt werden. Die Kirche im Nordosten des antiken Stadtzentrums von Istanbul gilt als eines der wichtigsten Beispiele byzantinischer Sakralarchitektur weltweit. Das griechische Außenministerium hat Protest eingelegt und spricht von einer Provokation des türkischen Präsidenten Erdoğan, der die Umwidmung bereits vor vier Jahren angeordnet hatte.

KNA

Neuer Aufschub in Köln

Die Stadt Köln möchte nicht mehr garantieren, dass ihre Bühnen im Laufe der kommenden Spielzeit aus den rechtsrheinischen Interimskwartieren an den Offenbachplatz zurückkehren können, wo seit zwölf Jahren die Nachkriegsbauten von Wilhelm Riphahn renoviert werden. Schon vor zwei Monaten musste die Stadt verkünden, dass die Eröffnungspremieren der Spielzeit 2024/25 noch nicht am Offenbachplatz stattfinden werden. Jetzt gab sie bekannt, dass die im März auf den 28. Juni 2024 verschobene behördliche Abnahme der Baustelle erneut verschoben werden muss. Ein externer Projektmanager, Jürgen Marc Volm, der dieselbe Aufnahme schon bei der Erweiterung des Wallraf-Richartz-Museums wahrnimmt, soll nun die Bauarbeiten so koordinieren, dass sie zum Abschluss gebracht werden können.

pba.



Alan Bennett 1968, im Jahr der Uraufführung seines ersten Theaterstücks

Foto Getty